Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Nachruf: Karl Stamm
Autor: Steffen, Albert

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

stern Tanzeysen", zwei ganz allerliebste, mit viel Grazie und Humor vorgetragene Geschichten, die uns die Verfasserin aufs neue lieb machen. Die Tiefgründigkeit und Feinheit in der psychologischen Darstellung, die der eben besprochenen Novelle eignen, erreichen diese niedlichen Erzählungen zwar nicht; sie sind mehr erdacht als erfühlt, aber geistreich erdacht, besonders die zweite, die uns die seltsame Brautwerbung des Vetters aus Amerika erzählt und den edeln Wettstreit der zwei Schwestern Karoline und Kunigunde Tanzeysen, von denen jede der andern das Glück an der Seite des Amerikavetters und Erfinders eines Blutreinigungsmittels so sehr gönnte, daß sie schließlich alle beide verzichten. Sie lesen sich sehr gut und angenehm, die zwei Novellen, und dürften weiten Kreisen willkommene Unterhaltung bieten.

Schließlich sei heute noch das ganz famose Büchlein Alexander Castells, „Französische Reise"*), kurz angezeigt. „Impressionen" nennt Castell diese Tagebuchblätter, darin er erzählt, wie er während der Kriegszeit nach Paris fährt, der Stadt, die er als die Heimat seiner Seele liebt. Mit überaus leichter Hand bringt er seine scharfen Beobachtungen zu Papier, knapp und anschaulich und in jenem nervös-eleganten Stil, der ihn vor seinen schwerflüssigen Landsleuten auszeichnet. Brillant geschaute Einzelheiten aus der Weltstadt wirft er in prägnanter Sprache hin; das ist keines der gewöhnlichen Kriegstagebücher, die heute Legion sind, es ist das Werk eines Künstlers, aus der Liebe zu der Stadt und dem Volk geboren; es fesselt durch die Art, wie der Dichter die Dinge erlebt, auch da, wo er an der Somme, in Belgien an der englischen Front die Ruinenfelder besucht, wo einst bewundernswerte Denkmäler der Kultur den Reisenden zum Verweilen veranlaßten, und wir fühlen den Schmerz um die unwiederbringlich verlorenen Schätze, um die blutende Menschheit mit, obwohl Castell nur erzählt, was er sah, hörte und erlebte. Es dürfte nicht viele solche Darstellungen geben in der großen Menge von Kriegsbüchern, von denen die meisten mit dem Tag vergehen werden. Wenn einmal eine glücklichere Menschheit auf diese Jahre des Grauens zurückblickt, wird neben ein paar andern auch diese „Französische Reise" vielleicht noch fortleben und nicht vergessen werden, weil ihr Verfasser mehr bot als ein bloßes Referat über Tatsachen oder strategische und kulturelle Erscheinungen während des Krieges: er bot Augenblicksbilder voll pulsierenden Lebens, er schrieb diese Impressionen mit dem Herzen, und daher kommt die Stimmung, der Zauber, der über dem ganzen Büchlein liegt und selbst den durch die zahllosen Berichte aus den kriegführenden Ländern und von den Fronten Abgestumpften noch zu fesseln vermag.

*) Zürich, Rascher & Co., 1919.

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

† Karl Stamm.

Mit Bildnis.

Was die Sinne wahrnehmen, ist ein Vergängliches. Was der Verstand daraus kombiniert, trägt den Tod in sich. Freundschafts-, Familien- und Völkerverhältnisse, soziale Einrichtungen und politische Beschlüsse, Werke der Kunst und Wissenschaft, die ihren Ursprung nicht anderswo nehmen als dort, wo Augen sehen, Ohren hören und Gehirne rechnen können, sind von Anfang an dem Untergang verfallen. Europa ist zum Kirchhof geworden. Unsere Denkart trägt die Schuld daran. Die Impulse, die eine Wandlung schaffen, kommen nur aus dem Geiste; sie müssen aus jenen Regionen hergeholt werden, die das Sterben nicht kennen. Aufgabe der kommenden Generation, wenn sie nicht erleiden soll, was wir, ist: die Schranken niederzubrechen, die die „Verständigen" zwischen Diesseits und Jenseits errichtet haben. Die Dichter sind die Pioniere.

Inbrünstiger bei diesem Beginnen war keiner als Karl Stamm. Seine Tat heißt: „Der Aufbruch des Herzens". Wenn das Herz aufbricht, verströmt es Blut. Er war darauf gefaßt. Er wußte: Das Werk wird schwer. Mit einem Aufschrei hob er an. „Du heißes, ungeschriebenes Buch..."

„Wir sind mit dem Unsichtbaren näher als mit dem Sichtbaren verbunden," sagt Novalis. Nicht darin lag das Schwere für Karl Stamm, die Schwelle zwischen Leben und Sterben zu überschreiten, sondern Brücken vom Geist zu den Sinnen zu schlagen, um zu den vermauerten Seelen der Menschen von seinem Erlebnis zu reden.

Vermauert hämmert das Gehirn die Wand,
die mich vom Diesseits trennt.
Denn ich bin jenseits.

Als Jenseitiger schon im Leibe ging er im Diesseits umher. Seine Erdenwande-

rung hat etwas vom Schweifen einer abgeschiedenen Seele, die alles, was sie erlebt hat, in der Erinnerung an sich vorüberziehen läßt: da erscheint ihr der Nachtmarkt in der großen Stadt wie ein Totengericht, das Karussel wie ein Gespenstertreiben, der Kinderpark wie ein hinhuschender Traum, der Gletscher wie ein Geistesziel, die Greisin, die an der Straßenecke kauert, wie ein Bildwerk, an das Gott seine formenden Hände legt.

Das Dunkle, Schmerzliche und Zerstörerische, das er sieht, verursacht ihm Bangigkeit, Mitleid und Grauen. Er weiß: Es darf nicht übergangen, sondern muß erlöst werden. Es ist ja ein Teil von seinem Selbst, von seiner schauenden Seele. Sein Schauen ist Warnen, ist Bitten, ist Liebenwollen.

Solche Sehnsucht nach Einswerden mit dem andern Wesen glomm in seinen Augen. Blickte jemand so vertrauend und treuherzig wie er? „Du bist in mir," sagte sein Blick, „laß mich auch in dich hinein." Er flehte so nicht nur zum Freund, nein, auch zum Feind, nicht nur zum Menschen, nein, zu jeder Kreatur. Er sprach zum Hund:

Du dumpfes Tier, so komm und lege deine Pfoten
mir auf die Kniee, stürmischer Gesell.
Wie tobst du hold! O ich versteh dich ganz.
Dich trennen
tausend Klafter von mir. Wie zittert nur dein Fell!
Und deine Pfoten werden Händen ähnlich,
du willst aus deinen Krallen Finger treiben,
du bist voll ungeheurer Zärtlichkeiten,
dein Auge schaut entsternt, wer wohnt in dir?
Es jagen sich in deinem Rachen fremde Laute.
Das ist kein Bellen, ist viel mehr als dies, ich kenne
dieses Stammeln, hilflos Ringen um ein Wort.
Es jagen sich die Ketten deiner Töne.
Nun lächelst du, du bist mir schon sehr nah,
ich fühle ein Gesicht an meiner Wange,
leise löscht das Tier in dir,
du lässest dich zurück ...
Wie muß das herrlich sein:
Der erste Tag. Erkennung, leises Fluten,
Schweben,
selig Schwimmen. — Was dämmert her? O schwerer Schattenfall.
Ich stürze tief in mich zurück, erwache jäh.
..... Du bellst!

Karl Stamm (1890—1919).
Phot. E. Schlenker, Wädenswil.

Er liebte Gott in allen Wesen. Der Kampf war hart, den er gegen jene Augenblicke führen mußte, die ihm solche Liebe widersinnig machen wollten: gegen Gleichgültigkeit des Herzens und Verödung der Seele, gegen das Fieber des Blutes und das „weiße Nichts", gegen Müdigkeit, Krankheit und Tod. Der Preis des Sieges, seine Gedichte wurden umso herrlicher. Wenn ich verzweifeln will, nehm ich sie zur Hand, denn sie machen meine Wüste urbar. Wenn ich krank bin, lehren sie mich, was schon Novalis wußte, daß jeder Schmerz ein musikalisches Problem ist. Wenn ich zu sterben vermag, werd ich sie ganz verstehen.

Durch meine Arme dräng ich mich hinaus,
durch meine Finger flüchte ich mich fort,
ich lasse mich zurück, ich schwebe auf,
o, jetzt erfahre ich mein tiefstes Wort.

Der letzte Feind war ihm der Tod, nicht der, den man duldet, sondern der, den man tut, der Krieg, der den meisten Menschen so selbstverständlich geworden ist die letzten Jahre: für ihn ein fürchterlicher Alp. Er führte die Menschheit am Gekreuzigten vorüber, damit sie zur Selbstbesinnung käme.

Gekreuzigter, zeuge für mich,
denn meine letzte Stunde ist da,
niemand höret mich,
und meine Seele ist in Not.
Worte der Güte lehrte mich meine Mutter,
ich habe die Menschen geliebt, die mir Gutes getan,
ich habe ein Weib begehrt, es zu besitzen,
meines Hauses habe ich mich gefreut,
in Arbeit sanken meine Tage dahin.

Nicht immer wollte mir das Glück. Es lag ein Schatten
irgendwo, der täglich finstrer sich auf meine Schultern legte.
Da fuhr ein ungeheures Wort durchs Land.
Ein Feind erstand. Ich glaubte an den Feind!
Ich hatt' ein Vaterland. Ich tat, wie mir befohlen.
Ich schwur den Eid in deines Vaters Namen.
Ich war ergriffen, ich marschierte,
Musik beschwingte meinen Fuß, groß standen Abende
am Horizont. Die Seele ahnte Wunder naher Morgen.
Da schritt der Feind heran, wir schritten ihm entgegen.
Und wieder tat ich, wie man mir befohlen:
Ich tötete. Und wehrte mich meines Lebens,
wir schrieen alle, Freund und Feind,
wir schrieen in deines Vaters Namen,
wir überbrüllten uns und unsere Not.
Das war mein Feind, wie ich voll Haß und Tod,
das war der Böse, den ich treffen mußte,
um dessentwillen ich mich opfern wollte,
das der Verfluchte, der mir gegenüberstand ...
Ich war nicht mehr ich selbst, ich war wie er nur Sprung,
dann weiß ich nicht mehr, was ich tat, ich war aus mir versperrt
und fühlte plötzlich, daß ein Unerhörtes sich begab:
In diesem Feindesantlitz schrie ein andrer, schrie
mir entgegen, meinem andern Ich: Besinne dich!
Es war nicht dies, nicht Bitte, Klage, war viel mehr als Not,
nenn aller Worte Worte, und du nennst es nicht,
ich weiß nur, daß ich fürchterlich zerriß,
in ungeheuren Donnern stürzte jedes hergebrachte Recht —
Nenn es Erkenntnis, Wahrheit, Wesenheit, was ich erfuhr:
Ich sah! O, ich empfing! Ich stand in Klarheit
unendlich aufgetan von mir zu ihm ...
Schon wollte meine tieferlöste Seele heißes Danklied stimmen —
da schluckte Finsternis das Licht aus meinem Auge.
Und niederheulten alle Nachtgewölbe, alles war wieder da,
ertränkte mich in einem Meere von Erkennung:
Mord! Mord!
In meines Feindes Antlitz starrt es eingekratzt.
Ich stürzte mich auf ihn, ich preßte ihn an meine Brust: Erwach! —
Er blieb der stumme Schrei,
darin ich Tag und Nacht mich betten muß.
Wo flieh ich hin vor ihm? Wo flieh ich hin vor mir?
O schweige doch!
Ich blute, Bruder, blute!
Verlaß mich doch, auf daß ich sterben kann!

Zeuge für mich, Gekreuzigter!
Meine letzte Stunde ist da.

Wir wissen, der Mord, zu dem die Menschen gezwungen wurden, ist den wenigsten zur Verwandlung geworden. Die meisten sind geblieben, wie sie waren. Viele haben sich verhärtet. Einige sinnen auf Schlimmeres. Wir wissen aber auch, daß einer hinübergegangen ist mit einer Seele, die zu den Gestorbenen sprechen kann. Er ist dem Schmerz vertraut geworden. Die gelitten haben, sammeln sich um ihn. Er jauchzt:

O, brich aus mir, ersehntes Bruder-Ich!
Erschwing, ersinge dich und werde Ton.
Es steigt das Kreuz unendlich auf ins Licht.
Durch seine Himmel schwebt der Menschensohn.

Werden diese Worte nicht von Tausenden von Geistern im Chore nachgejubelt, und wenn sie erschallen, werden wir, die wir den Dichter lieben, nicht die Bewegung der Sphären spüren, und wenn wir sie spüren, werden wir nicht Mittler, und wenn wir Mittler sind, hat da die Wirkung des Toten unter den Lebenden nicht ihren Fortgang? Wir sind fröhlich, denn wir machen Ernst. Wir machen Ernst, denn wir haben einen Freund da drüben. Wir haben einen Freund da drüben, denn er hat uns gern, weil wir in seinem Sinne weiterwirken.

Albert Steffen, München.

Mai

Ein Blütenbaum lehnt sich an's Himmelsblau.
Sein weißes Leuchten überstrahlt mich ganz.
Am Hügel schimmert trotz Kapellengrau
Ein Gräbergärtlein voll im Maienglanz.

Verklärt eil' ich hinauf und kann nichts sehn
Als Licht und Blumen! Eine helle Hand
Winkt freundesmild mir im Vorübergehn:
Es war der Tod im lichten Maigewand.

Dora Binkert, Zürich.